



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bunsens Denkwürdigkeiten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Linien der Rune beschaute, welche th den Anfangsbuchstaben des Riesenmannes thurs darstellen, die ungesügten Glieder der Frost und Reifthursen leibhaftig dabet sich haben recken sehn.

Bunsens Denkwürdigkeiten.

A Memoir of Baron Bunsen, drawn chiefly from family papers by his widow Frances Baroness Bunsen. London 1868. 2. vol.

Seit langer Zeit hat die Memoirenliteratur keine so anziehende Bereicherung erfahren als sie durch das vorliegende Werk über Jostias von Bunsen geboten wird. Dasselbe soll demnächst auch in deutscher Ausgabe erscheinen, welche unftreitig in manchem Betracht den Vorzug verdienen wird, weil die meisten mitgetheilten Briefe und Papiere Bunsens deutsch geschrieben wurden. Nichtsdestoweniger möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die englische Version dieses Werkes lenken.

Die beiden Bände beanspruchen nicht eine vollständige Biographie zu geben; aber es wird in ihnen ein reiches und beachtenswerthes Material für die Zeitgeschichte geboten und vor allem tritt uns das Bild des Mannes, von dem gehandelt wird, klar und voll entgegen. Es ist das Werk der liebevollen Gefährtin seines Lebens, der er kurz vor seinem Tode sagte: „Schreibe die Geschichte unsres gemeinsamen Lebens, Du hast die Kraft dazu, mißtraue nur Dir selbst nicht“ — und sie hat die Aufgabe würdig durchgeführt.

Christian Carl Jostias Bunsen wurde am 25. August 1791 zu Corbach im Fürstenthum Waldeck geboren. Sein Vater, der früher in der holländischen Armee gedient hatte, zog sich später nach seinem Geburtsort zurück, wo er von einer kleinen Pension und dem Copiren von Acten lebte; er war ein Mann von strengster Rechtlichkeit und ernstem christlichen Glauben, gegen allen äußern Schein gleichgültig, und in gleichem Geiste erzog er seinen einzigen Sohn, der ihm spät in zweiter Ehe geboren ward. Die Mutter scheint keine Frau von Bedeutung gewesen zu sein und in sofern ist Bunsen eine Ausnahme von der Regel, nach welcher bedeutende Männer ihren Müttern die meiste Förderung verdanken. Der erziehende weibliche Einfluß aber fehlte ihm darum nicht, er fand ihn in seiner 18 Jahre ältern Halbschwester Christiane, an der der Bruder stets mit großer Zärtlichkeit hing. Ihre Briefe und die Aufzeichnungen von Jugendfreunden schildern ihn als

ein schönes Kind von feinen Gesichtszügen, lockigem Haare und glänzenden Augen, voll Freude an Luft, Sonnenschein und Gottes Schöpfung. Seine rasche Auffassung machte die Lehrer ebenso erstaunen wie seine Schulgenossen, die ihm darum nicht weniger liebten. Schon 1809 bezog er die Universität Marburg. „Als ich,“ schreibt er achtzehn Jahre später, „mit meinem Wanderstabe auszog, arm, unversorgt, unbekannt, wies mich mein unvergeßlicher Vater nach oben und sagte: „Siehe der Himmel ist überall blau.“ Marburg bot ihm wenig; so ging er im folgenden Jahre nach Göttingen, wo er in einen Kreis von Freunden trat, der später berühmt geworden ist; unter ihnen finden wir Lachmann, Brandis, Lücke, Ernst Schulze, den Dichter der bezauberten Rose, welcher von seinen Genossen sagte, jeder sei darauf ausgegangen, etwas großes in seinem Leben zu thun. Bunsen zeichnete sich auf der Universität ebenso aus wie auf der Schule, seine Abhandlung über das Athenische Erbrecht gewann 1812 den Preis und brachte ihm die freiwillig verliehene philosophische Doctorwürde von Jena. Er arbeitete rastlos und ward ein Lieblingschüler Heynes. In einzelnen Aufzeichnungen treten uns die Ziele seines Strebens klarer entgegen. So schreibt er, nachdem er vorher geschildert, wie oft er sich gedrückt fühle: „Dagegen fasse ich in andern guten Augenblicken männlich den Entschluß, meinen Weg durchzusetzen und das Ziel im Auge zu halten, mich selbst und meine Zeit zu verstehen und was beiden noththut, zu scheiden was bei Seite zu lassen oder zu vernichten wäre, a Jove zu beginnen, in der Blüthezeit des Lebens die Höhen der menschlichen Intelligenz zu erklimmen und die Grenzmarken ihrer Errungenschaften festzustellen — dann mich in's praktische Leben zu werfen.“ — Speziell trieb er orientalische Studien, schon damals schwebte ihm die Aufgabe vor, die er am Ende seines Lebens in dem großen Werk „Gott in der Geschichte,“ zu lösen suchte, „die Sprache und den Geist des fernen und feierlichen Orients in meine Auffassung und mein Vaterland zu übertragen.“ Seine Pläne gingen weit; vor allem wollte er Sanskrit und Zend an der Quelle im Orient studiren. Arm wie er war, schien es, als ob die Günst des Geschickes ihm zur Ausführung seiner Ideen helfen wolle. Er hatte in Göttingen die Bekanntschaft des jungen Astor gemacht, eines Sohnes des bekannten großen deutsch-amerikanischen Kaufmannes, und wußte ihn für seine Pläne zu gewinnen; beide gingen zuerst nach Paris, wo Bunsen unter de Sacy Arabisch trieb, dann nach Italien. Aber kaum in Florenz angelangt ward Astor plötzlich nach Amerika zurückgerufen und Bunsen fand sich allein in der Welt, ohne Mittel seine Pläne weiter zu verfolgen. Indessen fand er bald Anhalt an Niebuhr, der von Brandis als Legationssecretär begleitet auf seiner römischen Mission nach Florenz kam; er schloß sich an und ging mit beiden nach Rom, um dort über zwanzig Jahre zu bleiben.

Sein Verhältniß zu Niebuhr ward bald ein sehr enges; gemeinsam durchwanderten sie das alte und neue Rom, verbanden sich in Studien und Forschungen, und als Brandis nach Deutschland zurückging, wurde Bunsen der preussischen Gesandtschaft attachirt. Ein neues Band fesselte ihn, als er sich bald darauf mit Miß Frances Waddington verheiratete. Bunsen stand damals in der Blüte männlicher Schönheit; so konnte es nicht verwundern, daß er auf Frances leicht Eindruck machte und der Familie seiner Braut während eines längeren vertrauten Verkehrs in Frascati so lieb wurde, daß die Eltern sich über seine äußerlich prekäre Stellung hinwegsetzten und ihm gerne die Hand ihrer Tochter gaben. Das junge Paar siedelte sich auf dem Capitol an und wenige Tage nach der Hochzeit schrieb Bunsen im Vollgefühl seines Glückes den folgenden Herzenserguß: „Was ich in der Kindheit gefühlt und ersehnt, was in den Jahren der Jugend in meiner Seele klarer und klarer ward, das will ich jetzt versuchen festzuhalten, zu prüfen, darzustellen. Deine Offenbarung, mein Gott, in den Arbeiten der Menschheit, deinen festen Weg durch den Strom der Zeiten will ich erkennen und nachweisen, soweit mir in diesem irdischen Leben vergönnt ist, den Lobgesang der ganzen Menschheit auf dich in nahen und fernen Zeiten, die Mühen und Klagen der Erde und ihren Trost in dir will ich kennen lernen. Sende du mir den Geist der Wahrheit daß ich die irdischen Dinge sehen möge, wie sie sind, ohne Schleier und Maske, ohne Falten und leere Zierrathen, damit ich im stillen Frieden der Wahrheit dich fühlen und erkennen möge.“

Bunsen sah seine Stellung bei der Gesandtschaft nur als Durchgangspunkt an; er hatte sie angenommen, um den ihm unschätzbaren Umgang Niebuhrs längere Zeit genießen zu können, aber er wünschte nach Deutschland zurückzukehren, um sich ganz wissenschaftlichen Studien zu widmen und hatte seine Abreise für den Termin festgesetzt, wo Niebuhr sich von seinem Posten zurückziehen wollte. Aber es sollte anders kommen. Nachdem manche der bedeutenden Staatsmänner Preußens, wie Humboldt und Stein, Rom in jener Zeit besucht, erschien Ende 1822 auch der König Friedrich Wilhelm III. mit zwei Söhnen. Bunsen diente als Führer bei den Wanderungen durch Rom und kam dadurch in nähere Verbindung mit dem König, der an ihm Gefallen fand und sich für seine liturgischen Arbeiten und Anschauungen besonders interessirte. Unerwarteter Weise erhielt Bunsen eines Morgens die Ernennung zum Legationsrath und bald darauf den Auftrag, während Niebuhrs Abwesenheit als Geschäftsträger zu fungiren. Gegenüber diesen Beweisen der königlichen Gunst glaubte er nicht auf seinen Plänen bestehen zu dürfen, übernahm die Geschäfte aber nur auf ein Jahr bis zur Ernennung eines neuen Gesandten. In einem Briefe an seine Schwester spricht er aus neue seine Abneigung aus, in der diplomatischen Lauf-

bahn zu bleiben; aber als er gegen Ende des Jahres auf seinen Plan nach Deutschland zu gehen, zurückkam, trat Niebuhr dem entgegen, die Sache zog sich lange hin, entschied sich jedoch endlich durch Bunsens Ernennung zum Minister-Residenten, als welcher er zwölf Jahre in Rom blieb. Sein Haus ward mehr und mehr zum Mittelpunkt der geistvollsten Geselligkeit und kaum ein bedeutender Mann verweilte in Rom, welcher es nicht besucht hätte. Zu den nächsten Freunden gehörten Cornelius, Thormaldsen, Overbeck, Leopardi, Neukomm, später Schnorr; auch mit vielen Engländern knüpften sich Fäden an, die nachmals fortgesponnen wurden. Bunsen fand, als er 1827 Berlin auf Einladung des Königs besuchte, eine Aufnahme, welche die Höflinge erstaunen machte. „Bunsen ist,“ sagte einer derselben, „auf einem Hofball so mit Gnade überhäuft worden, daß dem König nichts mehr für ihn zu thun übrig bleibt.“ — „In der That nichts mehr,“ erwiderte ein anderer, „wenn Se. Majestät nicht beabsichtigt, ihn zu adoptiren.“ —

Es erschien in der That beispießlos, daß ein junger Mann, der nicht von Adel und ohne Familienverbindungen war, zu den intimsten Circeln der königlichen Familie geladen ward, bei den Ministern wie zu Hause war und demzufolge mit Aufmerksamkeiten von allen Seiten überhäuft wurde, um so mehr, als er keineswegs den Hofmann machte, sondern sich, wenn auch mit feinem Tacte, doch mit großer Offenheit über alles aussprach. Nichtsdestoweniger fühlte Bunsen, daß, so werthvoll dieser Besuch mit seinen Erfahrungen für ihn war, Berlin doch nicht für ihn der Ort sei, zu bleiben. „Mein häusliches und literarisches Leben würde hier,“ schreibt er, „in Stücke zerrissen werden, ich habe daher Graf Bernstorff offen erklärt, daß mein Wunsch nur sei, nach Rom zurückzugehen und dort so lange als möglich zu bleiben.“ So reiste er im Frühling ab und traf nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder auf dem Capitol bei den Seinigen ein.

Die nächsten Jahre verflossen in Ruhe und fortgesetzten Studien. Das große Werk, Beschreibung der Stadt Rom, ward zum Abschluß gebracht, die ägyptischen Arbeiten angefangen, die hymnologischen und neutestamentlichen fortgesetzt, vor allem aber das für die Wissenschaft so folgenreiche archäologische Institut gegründet. Tief getroffen wurde Bunsen durch den Tod Niebuhrs, an dem er mit höchster Verehrung hing, obwohl er sich ihm gegenüber stets die Freiheit des Urtheils wahrte. Eine große Freude dagegen war ihm der wenig später erfolgte Besuch des Kronprinzen in Rom. Schon in Berlin hatte er sich mit ihm gefunden, aber erst in der ewigen Stadt und namentlich als Bunsen ihn auf der Rückreise nach Oberitalien begleitete, trat der Kronprinz schon näher und wurde der Grund zu der Freundschaft gelegt, welche beide bis an ihr Lebensende verband.

Ein bemerkenswerthes Ereigniß dieser Epoche waren die Verhandlungen

der Vertreter der Großmächte über die in den römischen Staaten einzuführenden Reformen. Bunsen nahm bei seiner eingehenden Kenntniß der Verhältnisse hervorragenden Antheil an denselben und verfaßte die Denkschrift, in welcher der päpstlichen Regierung empfohlen ward, ein System bürgerlicher Verwaltung gegründet auf Gemeindefreiheit anzunehmen. Die Denkschrift erkannte an, daß eine constitutionelle Regierung unverträglich mit dem Prinzip des Papstthums sei und gründete deshalb die Reform auf frei gewählte Gemeinde- und Provinzialräthe. Dies System empfahl sich um so mehr, als die große Mehrheit der römischen Bevölkerung in Städten lebt und fast jede Stadt früher ein Statut hatte, welches die Frucht von hundertjährigen Erfahrungen war und sich leicht nach dem Bedürfniß der Neuzeit hätte abändern lassen. Ueber dieser Localbehörde sollte in Rom eine Consulta stehen, um mit beratthender Stimme dem Papste zur Seite zu treten, dessen absolute Autorität so gewahrt blieb. Alle Collegen Bunsens traten diesem Vorschlag bei und die päpstliche Regierung selbst erklärte sich so offen für eine derartige Reform, daß der Staatssecretär Bernetti alle Vorbereitungen für die Ausführung traf. Der Plan fiel jedoch durch die Erklärung des Kaisers von Oestreich, daß die Wahl der Municipalitäten durch die Bevölkerungen gestrichen werden müsse, zu Boden. Wenn in Bologna ein Ausschuß gewählt würde, so sei es unmöglich, dasselbe in Mailand zu verweigern. Ein Wahlssystem wäre aber unverträglich mit den Grundsätzen, nach denen das kaiserliche Haus entschlossen sei, das lombardisch-venetianische Königreich zu regieren! Das Projekt macht B. alle Ehre, weil es mit staatsmännischem Scharfsinn den einzigen Weg erkannte, welcher dem Papst zur Reform offen stand und den auch Pius VII. bei seiner Thronbesteigung beschritt.

Mehr als diese allgemeine Angelegenheit nahm Bunsen bald eine Frage in Anspruch, die schließlich verhängnißvoll für ihn werden sollte: die der gemischten Ehen. Er hatte früher mehrfach zur Regelung gerathen, als noch versöhnliche Dispositionen in Rom herrschten. Aber die Trägheit der berliner Ministerien hatte die Sache anzugreifen gescheut; außerdem ward Bunsen dem noch herrschenden Rationalismus als Kryptokatholik verdächtigt! Er drang endlich 1828 soweit durch, daß ihm Ermächtigung zu Verhandlungen gegeben ward, welche zu einem päpstlichen Breve von 1830 führten, durch das den katholischen Priestern die passive Assistenz bei der Heirath gestattet wurde, auch wenn der andersgläubige Theil nicht versprechen wollte, daß alle Kinder katholisch werden sollten. Dies Breve diente dann zur Grundlage einer Convention, welche Bunsen 1834 im Auftrage der Regierung mit dem Erzbischof von Cöln schloß und in der preußischer Seits merkwürdiger Weise die Aufhebung der im Rheinland herrschenden Civilehe zugesagt ward. — Alles schien geordnet und Bunsen reiste guter Dinge nach

Rom zurück. — Unbegreiflicher Weise zögerte die preußische Regierung monatelang mit der Ratification; da starb der Erzbischof Graf Spiegel, welcher die Angelegenheit stets in versöhnlichem Geiste behandelte, und man wählte Droste Vischering, einen entschiedenen Ultramontanen, zu seinem Nachfolger. Als Bunsen dem Cardinal Staatssekretär mittheilte, daß der König dieser Ernennung zugestimmt, war derselbe durch den Fehlgriff, den man in Berlin gemacht, so überrascht, daß er mit naiver Offenheit rief: „Ist Ihre Regierung toll?“ — Die Folgen sollten sich bald zeigen. Droste behandelte die nicht ratificirte Convention als nicht bestehend und ging in der schärfsten Weise vor, der König ward zornig, drohte mit Gewalt und ließ endlich, wie bekannt, den Erzbischof gefangen nach Posen abführen. Bunsen hat nicht, wie man geglaubt, zu dieser Maßregel gerathen, er hat im Gegentheil versöhnlich zu wirken gesucht, sogar mit großem Freimuth dem König Vorstellungen über die gezwungene Anwesenheit der katholischen Soldaten bei dem protestantischen Militärgottesdienst gemacht und die Aufhebung dieses Mißstandes durchgesetzt, aber er hat, als er den König entschlossen fand und alle Vorstellungen bei Droste nichts fruchteten, allerdings in einer öffentlichen Druckschrift das Verfahren der Regierung vertheidigt. „Es ist eine allgemeine Freude, daß der preußische Adler seine Flügelschläge endlich einmal wieder fühlbar gemacht“, schrieb er. Dies war ein entschiedener Fehler und machte ihn in Rom unmöglich; als er sich dorthin zurückbegeben wollte warnte ihn auf der Durchreise durch Wien der Fürst Metternich und bat ihn, nicht weiter zu gehen, weil er sicher wisse, daß der Papst erklärt habe, nicht mehr empfangen zu wollen. Der preußische Gesandte in Wien aber sah hierin nur eine Hinterlist Metternichs und bewog B. weiterzugehen. Der Rath des Staatskanzlers zeigte sich diesmal durchaus richtig und seine Nachrichten bestätigten sich: der Cardinalsstaatssekretär hatte dem preußischen Geschäftsträger vertraulich wissen lassen, daß der Papst Bunsen nicht empfangen werde, obwohl man vermeiden wolle, ihm dies officiell und direkt zu erklären. Bunsen gedachte noch die Sache in Rom durchzusetzen, aber er machte einen neuen Fehler indem er auf die Festigkeit seiner Regierung rechnete. Diese ließ ihn nicht nur im Stich, sondern machte ihn zum Sündenbock bei der Reaction, welche in der öffentlichen Meinung gegen ihr Verfahren eintrat. Wie die Dinge damals in Deutschland standen, sah man in Droste nicht den Unfrieden säenden Ultramontane, sondern ein Opfer des Despotismus, und dieser Eindruck war so stark, daß die preußische Regierung, obwohl sie äußerlich festhielt, doch ihre moralische Niederlage fühlte. Als Bunsen ihr daher mittheilte, wie er in Rom einen neuen Feldzug eröffnen wolle, erhielt er zur Antwort einen einjährigen Urlaub zu einer Reise nach England, und als er beehrte, sich in Berlin zu rechtfertigen, den Bescheid,

daß er sofort nach England gehen möge, nur die Freundschaft des Kronprinzen habe seine Entlassung verhindert. Er verließ Rom nach langjährigem Aufenthalt: „Komm, laß uns ein andres Capitol suchen,“ sagte er zu Frances.

Bunsen betrat den englischen Boden zum erstenmale im August 1838, aber er war dort kein Fremder, seine Frau war Engländerin und in Rom hatte er zahlreiche Verbindungen mit bedeutenden Männern des Landes angeknüpft. Der Streit, in dem er mit Rom verwickelt gewesen, machte ihn außerdem zum Märtyrer der protestantischen Sache. Mit großem Eifer nahm er denn diese Sache auch in England auf, vertheidigte die preußische Regierung gegen die Angriffe O'Connells und der hochkirchlichen Kryptokatholiken, wobei er einer der ersten war, welcher die Tendenz Newman's, von den Traditionen der Reform abzulenken, denuncierte. Mit dem ganzen Enthusiasmus seiner Natur nahm Bunsen die Eindrücke Englands in sich auf, zum erstenmal fügte er sich in den Willen eines freien Volkes. Bisher hatte er in der Zelle des Gelehrten, in der Zurückgezogenheit des Capitols und am Hofe Berlins gelebt, England erweckte alle seine Sympathien und er fand sich bald in einem Kreise warmer Freunde und Bewunderer. Jeder Tag brachte Neues, Interessantes und Angenehmes, in London, Oxford oder auf dem Lande. Besondere Beachtung verdient, was er über seinen ersten Besuch im Parlament schreibt, kurz nachdem er dessen Eröffnung durch die jugendliche Königin gesehen: — „Ich wollte, ich könnte es schildern, welche Macht die Anschauung des englischen Lebens auf mich übt. Im Parlament gestern sah ich zum erstenmale den Menschen, das Glied eines wahrhaft germanischen Staates, an seinem höchsten rechten Platze, die Interessen der Menschheit mit gewaltiger Rede vertheidigen, mit den Armen des Geistes ringen, ich sah vor mir dies Weltreich regiert und die übrige Welt controlirt und gerichtet durch diese Versammlung, und ich fühlte, daß, wäre ich in England geboren, ich lieber tod sein möchte, als nicht unter ihnen zu sitzen und zu sprechen. Ich dachte an mein Vaterland und dankte Gott, daß ich ihm danken konnte, ein Deutscher zu sein, aber ich fühlte auch, daß wir auf diesem Felde alle Kinder seien verglichen mit den Engländern. Wie viel vermögen sie mit ihrer Zucht an Leib, Geist und Herz zu erreichen, bei mäßigem Genius und selbst bei bloßem Talent!“ — Bunsen äußert übrigens entschiedene Abneigung gegen die Whigs, welche er rein negativ-kritisch fand, nur nützlich, um die Tories in Athem zu halten. Vor allem schloß er sich lebhaft an Gladstone an, dessen Buch über Kirche und Staat soeben erschienen war und seine vollste Bewunderung erregte; er schickte sein Exemplar voll von Randglossen an den Kronprinzen und erklärte, daß Gladstone der bedeutendste Kopf Englands sei, während er sich gegenüber der Kritik Hallam's und den glänzenden Gaben Macaulay's in Wort und Schrift kühl ver-

hielt. Was Bunsen wohl zu der jetzigen Wendung Gladstones gesagt haben würde, der einst die engste Verbindung von Staat und Kirche befürwortete, da die letztere das göttliche Gewissen des ersteren sei, während er jetzt auf die absolute Trennung beider hinarbeitet, um der hochkirchlichen Richtung volle Freiheit zu geben? — Gilt Monate hatte Bunsen in England verbracht, als er seine Ernennung zum Gesandten in der Schweiz erhielt. Die preussische Regierung mochte sich doch ihres Benehmens gegen ihn etwas geschämt haben, und so gelang es den Bemühungen des Kronprinzen, ihm Bern als Warteposten zu verschaffen, wohin er sich im Herbst 1839 begab, mit der Instruktion nichts zu thun. Er sollte nicht lange warten, in Jahresfrist starb Friedrich Wilhelm III. und mit seinem Sohne bestieg der Mann den Thron, von dem Bunsen die Verwirklichung seiner Ideale erhoffte.

Die pariser Budgetdebatten.

× Leipzig, den 15. Juli.

Seit das was von französischer Volksvertretung unter dem zweiten Kaiserreich übrig geblieben, aus dem Zustande absoluter Nichtigkeit zu relativer Bedeutung zurückgekehrt ist, verfolgen die europäischen Politiker die Verhandlungen des Corps législatif (der Senat kommt auch gegenwärtig nicht in Betracht) mit jährlich zunehmender Aufmerksamkeit. Der Hauptgrund derselben ist ohne Zweifel der Glaube an die mögliche Wiederkehr jener „großen“ Zeiten des französischen Parlamentarismus, in denen das Schicksal des Staats, häufig auch die Ruhe Europas davon abhängig war, ob die Minister, ob die Männer der Opposition das letzte Wort behielten.

Dem französischen Parlamentarismus geht es wie dem herabgekommenen Enkel eines großen Hauses. Ein Name, der Jahre lang von Ruhm und Ansehen umgeben war, verliert seinen Klang nicht so schnell und bleibt, auch wenn die realen Grundlagen seiner Bedeutung zu Grunde gegangen, eine Zeit lang von großen Ansprüchen und relativer Anerkennung derselben untrennbar — der Träger desselben entwöhnt sich nur allmählig an seine veränderte Lage und den andern Leuten geht es ungefähr ebenso. Obgleich alle Welt weiß, daß die Beschlüsse des Pariser gesetzgebenden Körpers auf die Entschliessungen der kaiserlichen Regierung keinen direkten Einfluß üben, diese Regierung weitaus in den meisten Fällen über eine ergebene Majorität zu gebieten hat, das Heer und die bäuerliche Bevölkerung Frankreichs von dem Wechsel parlamentarischer Ebbe und Fluth völlig unberührt bleiben, horcht das gebildete Europa aufmerksam zu, wenn die Thiers, Favre und Olivier